

## Deutsche und die es werden wollen

Walser und wir. Statt eines Nachrufs

Von Peter Merg



*»Lösch das Licht in dir / mach der Schwärze Platz«, Martin Walser am Bodenseeufer vor seinem Haus in Überlingen (29.1.2008)*

*»Man sah wenig. Von dem wenigen aber zuviel.« – Martin Walser, »Ein fliehendes Pferd« (1976)*

Nein, es braucht keine Nachrufe auf Martin Walser. Schließlich hatte er sie alle selbst geschrieben. Kaum eins seiner Bücher aus den letzten 50 Jahren, das nicht wieder und immer wieder die Schattierungen dieses übergroßen Schriftsteller-Selbst auslotet, vor allem seine Empfindlichkeiten und Kränkungen. Von Gesellschaftlichem wollte sein Werk spätestens ab Ende der 70er nichts mehr wissen, von anderem als ihm selbst irgendwann auch nichts mehr, höchstens noch von Goethe und Gott. Selbst das Höchste war ihm selbstverständlich nur Spiegel seiner selbst. In diesem Gestus war Walser im Wortsinne ganz unverschämt Künstler, der mit seinem Werk sein Ich gegen die Welt setzt.

Dass dieses Werk dadurch nicht wertvoller wurde, brauchte ihn und die Buchhändler nicht zu kümmern. Bei Verkäufen spielen Persönlichkeit und Performance die größte Rolle, und wenn man Walser eins nicht absprechen kann, dann dass er ein schwer professioneller Performer war (Paraderolle: Weltliterat) und das, was im landläufigen Sinne eine Persönlichkeit heißt – nur eben keine angenehme.

Dabei war er keineswegs so talentfrei, wie es Nachdrängenden wie Rolf Dieter Brinkmann und Jörg Fauser Ende der 60er erscheinen musste. Schon damals konnte man kaum mehr nachvollziehen, dass dieser Pesthauch von Walser, Grass und Konsorten, der über der literarischen Landschaft der BRD lag, einmal so etwas wie frischer Wind gewesen war. Kurz nach dem Ende des Faschismus machte einer wie Walser mächtig Eindruck. Mit seinen frühen Erzählungen beteiligte sich der

Wirtssohn aus Wasserburg am Bodensee an der Kafka-Renaissance, der Debütroman »Ehen in Philippsburg« (1957) handelte von der selbstgerechten Spießigkeit des Stuttgarter Bürgertums, das im »Wirtschaftswunder« wieder fett wurde. Kein Meisterwerk, aber so genau beobachtet, dass es eines der wenigen bis heute lesenswerten Walser-Bücher geblieben ist, vielleicht das einzige. Das ließ sich damals nicht ahnen. Denn auch die folgenden Bücher bewiesen ein Gespür für Konfliktkonstellationen, die Nuancen des westdeutschen Narzissmus und eine dann unerträglich, oft mit dem närrischen Wort von der »Fabulierlust« gerühmte Freude an Formulierungsspielen. Manchmal hatte er sogar Witz.

Natürlich war er der Liebling linker Deutschlehrer. Und nicht nur der. Wenn man einen Text wie »Unser Auschwitz« von 1965 liest, bekommt man ein Gespür dafür, weshalb Walsers moralisch argumentierende Erwägungen Eindruck machten. Darin weist er etwa die Neigung zurück, für den Massenmord metaphysische Vergleiche zu finden: »Nun war Auschwitz nicht die Hölle, sondern ein deutsches Konzentrationslager. Und die »Häftlinge« waren keine Verdammten (...), sondern unschuldige Juden, Kommunisten und so weiter. Und die Folterer waren keine phantastischen Teufel, sondern Menschen wie du und ich. Deutsche oder solche, die es werden wollten.« Der Grimm, der ihm später von der radikalen Linken entgegenschlug, war auch eine Enttäuschung.

Denn Walser blinkte kräftig links. Dass er zeitweise die Nähe der DKP suchte und fand, was ihm später natürlich peinlich war, ist kein Ruhmesblatt dieser schwer gebeutelten Partei, passt aber zum radikaleren Zeitgeist. Dass es ihm dabei viel um Gefühl und Gestus ging, vertraute er dem Tagebuch an: »Nicht die Geldmenge oder die Werttheorie interessiert mich, sondern das Lebensgefühl, das durch Arbeitsbedingungen entsteht.« Ein Interesse, das schnell nachließ. Die große Erschütterung kam, als sein gelegentlicher Förderer Marcel Reich-Ranicki den Angestelltenroman »Jenseits der Liebe« 1976 mit viel Tamtam verriss. Der Großkritiker wählte ihn auf »der Barrikade des Klassenkampfes«, was angesichts von dessen zahnlosen Appellen einigermaßen drollig anmutet. Walser reagierte mit ausufernden Vernichtungsphantasien und der brauchbaren Midlife-Crisis-Novelle »Ein fliehendes Pferd« (1978), deren Zähmheit den Feuilletons so gefiel, dass man mit ihr bis heute Deutsch-LKs quält. Fortan interessierten ihn nur mehr Sprachspiel und Selbstgespräch.

Für Klassenkampf zu sehr Kleinbürger und nur eben so progressiv, wie es seine Klasse belohnte, wich Walsers Sozialismus nun alsbald der Sorge um die Nation, er litt nun ausdauernd an »der Wunde Deutschland«. Natürlich war ihm »die Einheit« ein Glück.

Um sein nationales Leiden endgültig zu kurieren, verwahrte er sich 1998 in seiner Paulskirchenrede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels (»Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede«) gegen »die Dauerpräsentation unserer Schande«, des Holocausts, weil das selbst wohlmeinende Geister wie ihn ganz matt mache. Man wolle schließlich »ein ganz normales Volk« sein. Der Bundespräsident und anwesende Honoratioren klatschten frenetisch, und die deutsche Debatte war um den Begriff der Moral- respektive Auschwitz-Keule reicher. Die linken Deutschlehrer störte es nur bedingt, die meisten wählten Schröders SPD mit derselben Überzeugung wie weiland Brandts. Es sei nicht verschwiegen, dass sich auch der damalige Chefredakteur dieser Zeitung nicht entblödete, Walser beizuspringen, weil dieser beim selben Anlass die Freilassung des MfS-Kundschafters Rainer Rupp (Decknamen »Topas«) gefordert hatte.

Walser dockte dann doch nicht direkt bei der neuen Rechten an, sondern nur beim *Manager-Magazin*, wo er das Finanzamt als größten Räuber des Landes anprangerte. Als er mit dem

antisemitisch grundierten Schlüsselroman »Tod eines Kritikers« (2002) späte Rache an Reich-Ranicki übte, führte der anschließende Skandal letztlich auch zur Trennung vom Suhrkamp-Verlag, dessen Aushängeschild er jahrzehntelang gewesen war. Von seiner verbürgten NSDAP-Mitgliedschaft, die 2007 publik wurde, wollte der frühere Flakhelfer nichts wissen.

Bei Rowohlt wurde Walser auch nicht glücklich, man spendierte ihm keine zweite Werkausgabe – die musste ein Vertrauter besorgen, der die Freundschaft mit freiwilliger Sklaverei verglich. Verdrossen zog er 91jährig in »Spätdienst« (2018) die Bilanz seiner Bemühungen: »Den Worten kündige / Sie haben nichts genutzt.« Mal wieder hatte er es selbst am schönsten gesagt. Er schrieb noch fünf Jahre weiter.